

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Nr. 198.

Donnerstag, 17 Juli

1879

Correspondenzen sind an die Redaction, Inserate an die Expedition franco zu richten. Insertionspreis die Kleinspalt. Col.-Zeile in der Beilage 30 Pf., im Hauptbl. (woselbst excl. Montag nur 4spaltige Annoncen erscheinen) 60 Pf. Für Emissions-, Lotterie-, Aerial-, Bäder-Annoncen und Reclamen bestehen erhöhte Preise.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg. Verantwortlicher Redacteur: Otto Braun in Augsburg.
Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in Augsburg.

U e b e r s i c h t.

Altindisches Leben. Von J. Jolly. — Eine Bibliographie des Franciscaner-Ordens. — Die Münchener Kunstausstellung. Von Fr. Recht. — Rußland. St. Petersburg: Die Expedition in Mittelasien. — Aegypten: Die Ferman's der Hofe an die Paschas von Aegypten.

Neueste Posten. München: Landtag. Dr. Mayer. Militär-Stat. Berlin: Die Gesetzesvorlage über die zweijährigen Staats. Paris: Fest-Demonstrationen. — Verschiedenes.

Telegraphische Berichte s. fünfte Seite.

Altindisches Leben. 1)

* Die philosophische Facultät der Universität Straßburg hatte im Jahr 1874, auf Grund einer von Max Müller bei seinem Scheiden von Straßburg gemachten Stiftung, die Preisaufgabe ausgeschrieben: „die Resultate darzustellen welche sich in Bezug auf die Wohnsitz-, Lebensverhältnisse und den Bildungsstand der vedischen Arier aus der Rig-Veda-Samhitā ergeben.“ Dr. Zimmer, damals noch Studierender an der Universität Straßburg, unternahm es die schwierige Aufgabe zu lösen, und seine damalige Arbeit, welche im Jahr 1877 den Preis erhielt, bildet die Grundlage des vorliegenden Werkes. Seine jetzige Gestalt, abgesehen von einer der Drucklegung vorausgegangenen nochmaligen Revision und Nachbesserung, erhielt dasselbe zu dem Zweck um in die Concurrenz eintreten zu können welche das von der italienischen Regierung zum Orientalisten-Congress in Florenz im vorigen Jahre gestellte Thema: „Le vicende della civiltà ariana nell' India,“ hervorrief. Namentlich wurde bei dieser Umarbeitung auch das in den drei übrigen Vedas, dem Atharva-, Yajur- und Sama-Veda, enthaltene Material vollständig herangezogen. Eine aus den hervorragendsten Sanskritisten Europa's, namentlich Deutschlands, zusammengesetzte Commission entschied über die eingereichten Arbeiten, und sie erkannte die Hälfte des 5000 Lire betragenden Preises der Zimmer'schen Arbeit zu, obwohl dieselbe ausdrücklich sich nur mit einem Theile der gestellten Aufgabe, der Cultur der ältesten Epoche, beschäftigte. Die andere Hälfte des Preises wurde zwischen drei Arbeiten getheilt, von denen zwei geborne Indier und eine einen Portugiesen zum Verfasser hatten.

Ein Buch das sich bereits vor seinem Erscheinen in solchem Grade die Anerkennung der competentesten Richter erworben und eine zweimalige Feuertprobe bestanden hat, bedarf keiner weiteren Einführung. Wir wollen nur erwähnen daß Dr. Zimmer's Untersuchungen nicht nur dem Fachgenossen viele Belehrung und Anregung bieten, sondern durch ihre interessanten Ergebnisse und die geschmackvolle Darstellung eine gewiß auch weitere Kreise anziehende Lectüre bilden. Wenn wäre es nicht willkommen ein Bild zu erhalten von der Lebensweise unserer indischen Stammverwandten, in der Zeit als sie sich mit den übrigen Bewohnern Indiens noch fast gar nicht vermischt hatten, in einer Zeit die allen anderen indogermanischen Culturen, selbst der altgriechischen und altirischen, voraus liegt? Wir wenden uns daher ohne weitere Bemerkung dem Inhalt des vorliegenden Werkes zu, der in übersichtlicher Weise nach den verschiedenen Lebensverhältnissen gruppiert ist.

Zunächst macht uns der Verfasser mit dem Schauplatze bekannt auf welchem wir die indischen Arier in der vedischen Epoche zu suchen haben. Die spätere indische Poesie flattet den Ganges, die Göttin Ganga, mit einer verschwenderischen Fülle der anmuthigsten Eagen aus, während die Anwohner des Indus, als der brahmanischen Staatsordnung nicht angehörig, den Indern der späteren Zeit fremd und fern gegenüberstehen. In der Abfassungszeit der Vedas, des Rigveda insbesondere, herrscht ein gerade entgegengesetztes Verhältnis; die Ganga wird nur zweimal erwähnt, dagegen auf den Indus und seine Nebenflüsse außerordentlich oft Bezug genommen. Der Indus wird *sindhu*, „der Strom,“ genannt — die lateinische Namensform kommt durch Vermittelung der griechischen von der persischen her, welche ein h im Anlaut hatte, mit der im Persischen gewöhnlichen Verwandlung eines anlautenden indischen s in h — aber auch die weit häufigeren Namen Sarasvatī und Samudra sind wahrscheinlich Benennungen, die auf den „Strom“ par excellence gehen. Hat man unter Samudra, das später allerdings den Ocean bezeichnet, mit dem Verfasser an den meisten Stellen den unteren Lauf des Indus nach seiner Vereinigung mit den fünf Strömen des Pendschab, jene gewaltige Wassermasse zu verstehen die noch jetzt bei den Eingebornen „das Meer von Sinde“ heißt, so ergibt sich hieraus zugleich der wichtige Schluß: daß das Volk des Rigveda noch nicht südwärts bis an die See vorgebrungen war — eine Annahme die durch andere Erwägungen fast zur Gewißheit erhoben wird. Namentlich der Mangel aller von der See her entnommenen Bilder wäre in einer so westwärts gerichteten Sprache wie die der vedischen Lieder höchst auffallend; die isländische ebenso wie die altgriechische Poesie entnimmt den Phänomenen welche die See bietet eine Reihe ihrer prächtigsten Gleichnisse. Auch von den Schiff-

fahrtsausdrücken, die bei Homer so häufig sind, von Mast, Segel, Tau, Steuer, Anker und den zahlreichen einzelnen Theilen des Schiffes, findet sich keine Spur; es ist offenbar eine Flußschiffahrt, die, wie es scheint, mit ausgehöhlten Baumstämmen und Flößen betrieben wurde. Es gelingt auf diese Weise die Wohnsitz der vedischen Arier mit ziemlicher Bestimmtheit auf das Gebiet des heutigen Pendschab zu begrängen, auf das „Land der fünf Ströme,“ oder, wie es in den Liedern des Rigveda und auch im Vendaveda heißt, der „fünf Flüsse.“ In der Epoche des Yajurveda, den der Verfasser nicht gewissen Theile des Rigveda und dem größten Theile des Atharvaveda einer späteren Zeit zuweist, erscheinen dieselben freilich bedeutend weiter nach Osten vorgezogen; in dieser Zeit sind die Arier schon im eigentlichen Hindostan anständig. Diesen Wechsel bestätigt auch das verschiedene Klima, auf das die verschiedenen Theile des Veda hinweisen. Es ist sehr charakteristisch daß in den ältesten Stücken das Jahr „Winter,“ in den späteren „Herbst“ und „Sommer“ heißt, sowie daß in den ersteren die Theile desselben Erntezeit, Winter und Frühling sind, später dagegen, wie in der Folgezeit immer, die sechs Jahreszeiten gezählt werden, in welche das Jahr in dem subtropischen Klima Hindostans am natürlichsten zerfällt. Auf all diese Gegenden paßt freilich das hochpoetische Lied an Parjanya, das der Verfasser in vollständiger Uebersetzung mittheilt und sehr treffend auf den Südwest-Monjun bezieht.

Was die Producte des Landes betrifft, so tritt uns der Gold-Reichthum, von dem die Autoren des klassischen Alterthums erzählen, auch aus den Vedas wieder deutlich entgegen. Die Erde heißt goldbrütig, auch Gold-Wäschereien werden erwähnt, und des Sängers „goldbrütiger“ Wunsch wird Indra vorgetragen. Dagegen muß das Silber selten gewesen sein, noch seltener das Eisen, dessen Stelle, wie in den homerischen Dichtungen, in der Regel das Erz vertritt. Auf die Geträuche, von denen Zimmer eine sorgfältige Aufzählung gibt, kommen wir bei den Nahrungsmitteln zurück. Bei der Classification der Thiere zeigt sich schon, wie in der später ausgebildeten Lehre von der Seelenwanderung, ein Stück Darwinismus, wenn der Mensch regelmäßig in derselben eingegriffen wird. Dabei ist durch ihr hohes Alter besonders bemerkenswerth die Eintheilung in Einhufer und Zwiuhufer oder Wiederläufer, genauer die „Thiere die nur oben oder unten Schneidezähne haben.“ Spuren dieser auch uns noch geläufigen Eintheilung weist der Verfasser auch bei Aristoteles und bei den Römern nach, und seine Vermuthung ist wohl nicht zu gewagt: daß schon in der indogermanischen Urzeit, ähnlich wie in den Vedas, fünf Dyerthiere, nämlich Mensch (sic), Pferd, Rind, Ziege, Schaf, existirt haben, und die beiden ersten unter der Bezeichnung ambhayaśadant, „oben und unten Zähne habend,“ zusammengefaßt worden seien (griech. *αμφόδωρ*, lat. *ambidens*, Sanskr. *ambhayaśadant*). Unter den wilden Thieren wird weitläufig am häufigsten des Löwen gedacht, der jetzt in Indien fast ausgerottet ist. Dagegen kommt der Tiger erst im Yajurveda und Atharvaveda vor, was sehr gut zu der geographischen Thatsache stimmt daß die eigentliche Heimath dieses Raubthieres in Bengalen ist. Auch der Elefant kommt nur ein paarmal vor.

Wenden wir uns zu dem „zweiflügeligen Thiere,“ dem Menschen, so treten uns zahlreiche Namen von Völkern und Stämmen entgegen, am auffallendsten aber der feindliche Gegensatz zwischen Ariern, Arya, und Nicht-Ariern, Anarya, oder, wie sie gewöhnlich heißen, Dasyu oder Dasa. Auch die so sehr verwandten Iranier haben all diese Ausdrücke in den Formen Airya, Ansirya, Dahyu, Dāha. Die Grundbedeutung der beiden letzteren Namen ist wahrscheinlich „Feind,“ und die Feinde welche die indischen Arier zu bekämpfen hatten, sind ohne Zweifel die Ureinwohner des Landes, die sie bei ihrer Einwanderung aus dem nordwestlichen indogermanischen Stammstamme, aus ihren „blühenden Besitzungen“ trieben, und theils austroteten, theils zu Sklaven (Dasa heißt später „der Sklave“) machten. Von diesen Kämpfen ist in den Liedern des Rigveda oft die Rede, und darf man aus einzelnen Anzeichen schließen, so ist zu vermuthen daß besonders die vielen Flüsse den kräftig vordringenden Ariern Aufstöße bereiteten. Der Contrast zwischen den Ariern und ihren Gegnern scheint in sehr schroffer gewesen zu sein. Jene nennen sich „weiß,“ die Dasyu *asv* als „die schwarze Haut“ bezeichnet; die Sprache ist verschieden; der größte Gegensatz beruht aber auf religiösem Gebiet, und es scheint daß die Dasyu Bhallu-Berehrer waren. Der Bhallu erscheint allerdings später auch bei den Ariern, bei dem Cultus des Gottes Civa; es sprechen aber verschiedene Anzeichen, worüber auch Wurm, „Indische Religionsgeschichte,“ S. 127 ff., zu vergleichen ist, dafür daß dieses Symbol von den Ureinwohnern entlehnt wurde. Der Abichu gegen die schwarzen Barbaren brütet sich deutlich darin aus daß sie dem Dichter häufig mit den Dämonen des Luftraumes, welche Indra bekämpft, zusammenfließen. Denn man darf dem Verfasser beistimmen, namentlich der Bedeutungsentwicklung der analogen iranischen Wörter wegen, daß die Bedeutung Dämon für Dasyu erst als secundär anzunehmen ist.

Im zweiten Theile seines Werkes wendet sich der Verfasser zu den „äußeren Zuständen unter dem vedischen Volke,“ und eröffnet zunächst „Nahrung und Wohnung.“ Hier wird der Vergleich mit den ältesten Zuständen bei den verwandten Völkern, namentlich der Slaven, Germanen, Griechen und Italiker, besonders fruchtbar. Unter den im Veda häufig erwähnten pur hat man sich keine Städte, sondern auf erhöhten Punkten gelegene und durch Erdauwürfe und Gräben geschützte Plätze zu denken, in die man sich vor feind-

1) Altindisches Leben. Die Cultur der vedischen Arier, nach den Samhitā dargestellt von Heinrich Zimmer. Eine vom vierten internationalen Orientalisten-Congress in Florenz gekrönte Preisschrift. Berlin; Weidmann'sche Buchhandlung. 1879.

lichen Ueberfällen, sowie vor Ueberschwemmungen zurückzog. Ebenso bedeutet das griechische *πόλις* ursprünglich nur die Burg, die Bedeutung „Stadt“ ist die spätere. Für gewöhnlich wohnte man in offenen Dörfern, auf welche der Verfasser treffend den Bericht des Tacitus von den nicht aus Gassen, sondern aus zerstreuten Höfen bestehenden Weilern der Germanen anwendet. Die einzelnen Bestandtheile des altindischen Hauses, das augenscheinlich reiner Holzbau war, rekonstruirt der Verfasser aus Hymnen des Atharvaveda. Man wird aus dem hier gewiß alten Materiale der Grihyasūtra (Mānava und Kāthaka Grihyasūtra) beifügen dürfen daß in der Mitte, als Stütze des Daches, eine große Säule stand, welche vielleicht mit dem anderswo erwähnten „König der Säulen“ identisch ist.

In diesen Häusern wohnten die einzelnen Familien — Familien sicherlich in dem weiten altrömischen Sinne zu nehmen; sie bildeten mit den benachbarten Familien eine Dorfgemeinde, mehrere Dorfgemeinden einen Gau, und mehrere Gawe zusammen einen Stamm. Letzterer bildet in der altindischen Staatsverfassung die höchste politische Einheit, es ist eine Stammverfassung, genau wie wir sie noch bei den heutigen Afghanen und im Alterthum bei allen verwandten Völkern in ihrer frühesten Periode antreffen. An der Spitze dieses patriarchalischen Staatswesens steht ein König, aber neben der erblichen finden sich auch Wahlmonarchien, und die Abgaben auf denen im Frieden die Einkünfte des Königs beruhten, scheinen mehr den Charakter freiwilliger Geschenke gehabt zu haben, wie auch seine Untergebenen und seine Söhne, von denen häufig die Rede ist, keinen festen Sold bezogen, sondern auf die Geschenke des Fürsten angewiesen waren. Es ist ganz das nämliche Bild welches uns aus dem Beowulf von den Zuständen bei den Angelsachsen entgegentritt. Die Familienväter machten ihren Willen in öffentlichen Versammlungen geltend: es gab Versammlungen des ganzen Stammes, in denen vermuthlich in Wahlmonarchien auch die Thronwahl vorgenommen wurde, wohl auch Gauversammlungen, am häufigsten sind aber die Sabhā (das Wort ist mit dem deutschen „Sippe“ identisch), die Versammlung der Dorfgemeinde, erwähnt. In der späteren Rechtsprache ist Sabhā die gewöhnliche Bezeichnung des Gerichts und Sabhaya heißt der Richter, oder genauer ein Mitglied oder Beisitzer des Gerichtshofes. In der vedischen Epoche folgt auf die Entscheidung der vorliegenden Rechtsfälle ein gemüthliches Zusammensein. Man vergnügte sich am Würfelspiel, und ein leidenschaftlicher Spieler wird daher „Wofsten in der Sabhā“ genannt: man unterhielt sich — über die Rüge, deren Vortrefflichkeit „laut in der Sabhā besprochen wird“, wie es im Rigveda heißt; wahrscheinlich wird es auch an festen Truhfeden in gebundener und ungebundener Rede so wenig wie bei den alten Deutschen und Scandinaviern gelehrt haben. Die Existenz der späteren Kastenordnung stellt Zimmer, wie die meisten seiner Vorgänger, für den Zeitraum als die Arier noch im Pendschab saßen, entschieden in Abrede. Zugewiesen, wie man angeht, der im Rigveda vorliegenden Daten nicht umhin kann, daß an Kasten in dieser Periode noch nicht gedacht werden kann, ist doch die Analogie welche zwischen den drei oder vier Ständen des Vedavesta und der späteren iranischen Literatur und den drei oberen Kasten der Inder besteht, nicht leicht zu entkräften. Die iranischen *hūti* haben mit der indischen Eubrakaste wohl nichts gemein; aber die drei oberen Stände der Priester, Krieger und Ackerbauer sind den drei oberen Kasten der Inder, theilweise auch in den Namen, zu ähnlich, um nicht die Ansätze zu einer solchen Classeneinteilung, die sich ja in Iran niemals zu einem Kastenwesen entwickelte, schon der indo-iranischen Urzeit zuzuschreiben. Waren auch nur solche Ansätze schon in der ältesten Zeit vorhanden, so erklärt es sich um so leichter wie die von dem Verfasser treffend dargelegten Momente in der Zeit der Eroberung von Hindostan zu der Ausbildung der brahmanischen Staatsordnung führten, welche er mit dem christlich-germanischen Lebensstaat des europäischen Mittelalters vergleicht. Wie zur Zeit der Völkerwanderung verlassene Volksstämme, deren Verfassung noch im wesentlichen eine Gau- und Stammesverfassung ist, ihre alten Sitze, Herrkönige, die an die Stelle der Stammkönige treten, bilden einen kriegerischen Adel, und unter der Mitwirkung veränderter religiöser Verhältnisse entsteht der Brahmanismus, eine Verschmelzung von Kirche und Staat, welche dem Ideal entspricht dem die Kirche während des ganzen Mittelalters vergeblich nachstrebte. Sowohl die Zeit der Kämpfe um den Vorrang im Staate, welche die Brahmanen mit dem kriegerischen Adel zu führen hatten, als die Zeit des erlangten Sieges, läßt sich aus den jüngeren Theilen der Vedas reichlich belegen.

Das Licht welches die Vedas auf die Rechtsverhältnisse jener Zeit fallen lassen, ist leider ein höchst spätkliches. Daß jadtar den Entlastungszeugen bedeutet, scheint uns sehr plausibel; auch das genau entsprechende lateinische *notor* heißt Kenner, Zeuge, griechisch *γνωστής* Bürger, Zeuge, und in der späteren indischen Rechtsprache wird jadtar öfter im Austausch mit *sākhā*, der gewöhnlichen Benennung des Zeugen, gebraucht. *Madhyamaḡi*, das Zimmer mit „Richter“ übersetzt, heißt vielleicht genauer der Unparteiische (wie *Madhyastha*), Schiedsrichter. In einem der ältesten indischen Gesetzbücher, dem des Gautama, heißt es (I, 21, 22). Ackerbauer, Kaufleute, Viehhirten, Geldverleiher und Handwerker hätten das Recht jeder für seinen Stand, Rechtsregeln festzusetzen, und der König solle bei gerichtlichen Entscheidungen die Aussage oder das Urtheil derer die in dem betreffenden Stand Autorität genießen zuvor einholen. Ueberhaupt ist die Competenz des Vorstehers eines Dorfes, einer Genossenschaft u. s. w., wie noch bei den heutigen *Panchayats*, so schon im indischen Alterthum, sichtlich als eine sehr weit gehende zu denken. Das Auffuchen der Viehdiebe spielt auch in der Rechtsliteratur noch eine bedeutende Rolle, und in dem Gesetzbuch des Narada ist von „kundigen Leuten“ die Rede, welche den Fußspuren nachgehen sollen wenn Vieh abhanden gekommen ist. Daß in schwierigen Rechtsfällen Gottesurtheile zu Hülfe genommen wurden, unterliegt keinem Zweifel. Auf das Feuer-Ordal, oder eigentlich auf zwei verschiedene Arten desselben, bezieht sich ein Hymnus des Atharvaveda. Man wird, namentlich angesichts des von J. Grimm in seinen deutschen Rechtsalterthümern zusammengebrachten Materials, auch die meisten der in den indischen Rechtsbüchern erwähnten sonderlichen Gottesurtheile, wie das Wasser-Ordal, den Kesselfang (in Indien „heißes

Goldstück“ genannt), das Ross-Ordal, schon der indogermanischen und um so mehr also auch der indischen Urzeit zuzuschreiben dürfen.

(Schluß folgt.)

Eine Bibliographie des Franciscaner-Ordens.

Im Jahr 1857 beauftragte der General des Franciscaner-Ordens, Vater Bernardino von Montefranco, den aus der ligurischen Provinz Dagegia stammenden Fra Marcellino von Civezza, von der Congregation der Observanten (Kloster von Traceli auf dem Capitol), die Geschichte der Missionen des Ordens zu schreiben. Der Genannte, ein tüchtiger Arbeiter, begab sich alsbald ans Werk. Er glaubte, so berichtet er selbst, in den großen Geschichtsbüchern und Sammlungen, in den Wadding'schen Annalen, im Orbis seraphicus des Domenico de Gubernatis, in der Chroniken Fra Marco's von Lissabon und ähnlichen den betreffenden Stoff zu finden und mit Hülfe der Annalen des Raynaldus und der gangbaren Handbücher der Kirchengeschichte zu ergänzen, was allerdings auf eine einigermaßen oberflächliche Anschauung von der Aufgabe schließen läßt. Uebrigens bekann er ohne weiteres seinen Irrthum. Im Archiv unsers großen römischen Klosters fand ich nicht eine einzige Handschrift noch irgendeine auf unsere Missionen bezügliche Mittheilung, und niemand war da mich aus der Täuschung herauszureißen in der ich mich befand.“ Fra Marcellino erkannte beim Fortschreiten der Arbeit freilich daß er diese mit unzureichenden Mitteln ausführte und erlangte ziemlich geringen Succurs, gelangte aber doch mit dem fünften Bande seiner „Storia universale delle Missioni Francescane“, der es an beifälliger Aufnahme nicht gefehlt hat, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, ohne urkundliches Material, wenigstens ausgiebiger, zu benutzen. Nun aber, bei der ungeheuren aus der Entdeckung America's und der Erleichterung des Verkehrs mit dem Osten entspringenden Erweiterung des Missionshauptplatzes, wurde die Unmöglichkeit offenbar in der bisherigen Weise fortzuführen.

Im Jahr 1874, nach der Feier des sechsten Centenariums des hl. Bonaventura, ermächtigte der neue Ordensgeneral, Bernardino von Portogruaro, den kenntnißreichen Bruder, welcher eben eine Schrift über die philosophischen Lehrenmeinungen des berühmten, im Paradies der Göttlichen Komödie als der Mann der in hohen Aemtern stets irdische Sorge hintangestellt gepriesenen, Kirchenlehrers herausgegeben, zu einer Reise, zum Zweck den zur Fortsetzung seiner Arbeit nöthigen Stoff zu sammeln. Zwei Jahre lang verweilte Fra Marcellino in Frankreich, Spanien, Portugal, Belgien, in einem Theile der Niederlande und Deutschlands, überall in Archiven und Bibliotheken arbeitend und nach Handschriften und gedruckten Büchern suchend, welche ganz oder theilweise über den Gegenstand seiner Untersuchungen Licht verbreiten konnten. Die Früchte dieser Forschungen waren so zahlreich, daß er sich entschloß vor der beabsichtigten Fortsetzung seiner Geschichte, deren VI. Band gegenwärtig unter der Presse ist, eine Uebersicht des handschriftlichen sowohl als des gedruckten Materials zu veröffentlichen, welches er theils zusammengebracht, theils verglichen und excerptirt hat. So entstand das Buch welches unter dem Titel „Saggio di Bibliografia geografica storica etnografica Sanfrancescana per Fr. Marcellino da Civezza M. O.“ zu Prato in Toscana, wo der Verfasser im Kloster San Domenico verweilt, so eben in einem nicht weniger als 712 Seiten Legion-Octavs und meist feinsten Druck umfassenden Band erschienen ist.

Von vornherein bekennet der Verfasser offen daß sein Buch keine Vollständigkeit beanspruchen kann. „Wenigstens das Doppelte der Zeit, Unterstützung durch Genossen, Mittel über welche ein armer Franciscaner nicht verfügt, wären nöthig gewesen; England, Oesterreich, Rußland, abgesehen von den außer-europäischen Ländern, hätte ich besuchen müssen.“ Doch auch so ist die Arbeit dankenswerth, und gern wird man dem fleißigen Manne beifälligen wenn er von dem Nutzen redet der den historischen Wissenschaften aus solchen bibliographischen Zusammenstellungen erwächst. Auch darin wird man mit ihm übereinstimmen daß die Aufzählung der literarischen Denkmale ein Zeugnis zu Gunsten der Thätigkeit des Ordens, von den ältesten bis zu den jüngsten Zeiten, ablegt und mancherlei Anklagen in den Weg tritt — Anklagen welche nicht etwa, wie der Verfasser ziemlich naiv meint, seit Martin Luther in die Welt gesandt werden, da nicht darauf hingewiesen zu werden braucht wie alt die gegen das Ordenswesen und somit gegen die verbreitetste und populärste, theilweise aber auch verkommenste der geistlichen Körperschaften cursirenden Beschuldigungen sind. Die literarische Thätigkeit dieser Körperschaft (nur Christen von Mitgliedern derselben, über Personen und Dinge die mit ihr in Verbindung stehen, sind in dem Buch aufgeführt, nicht aber überhaupt Schriften die den Orden betreffen, wie man dem Titel zufolge annehmen könnte) ist allerdings weit größer gewesen als man wohl zu vermuthen pflegt, und man wird es dem Verfasser nicht verargen wenn er darauf stolz ist und der Hoffnung Raum gibt: man werde in Zukunft eine günstigere Meinung von dem Institut hegen. „Dieses Buch“, sagt er, „wird darthun daß nicht bloß die alten Mönchsorden, sondern alle geistlichen Corporationen bis zu den jüngsten, der Wissenschaft und der Gesellschaft wesentliche Dienste geleistet haben, leisten und leisten werden, und daß ihre Unterdrückung, abgesehen von der Unbanbarkeit, ein Nachtheil für die Civilisation ist. Sie werden wieder erstehen, härter und hochfinniger in Folge der Prüfung welche Gott über sie verhängt hat, um sie zu reinigen und die alte Kraft und den alten Geist aufs neue in ihnen zu beleben.“ Wer in der Heimath des Verfassers mit anschaut wie die Regierungsverordnungen welche den geistlichen Orden ihre Kirchen, ihre Klöster, ihre Bibliotheken und all ihre Habe nehmen, sie nicht zu vernichten vermögen, wie sie mit verdoppeltem Eifer nöthige Thätigkeit entwickeln in der Literatur wie im Erziehungswesen, wie Betrauen und Zuneigung des Volkes, nicht etwa bloß des niederen, ihnen entgegenkommen, während die Verminderung der übermäßigen Zahl von Anstalten und Mitgliedern ihnen zu offenbarem Heil gereicht, dürfte nicht abgeneigt sein dem Fra Marcellino Recht zu geben. (?)

Des Verfassers Hauptzweck war für die Geschichte der Missionen Stoff zu sammeln, und diesen Zweck hat er vollkommen erreicht. Man staunt wenn

Christlich-socialen, utopistischen Quacksalbern und Glückseligkeitsversprechern, kurz der gegenwärtig herrschenden Coalition, sehr in die Quere. Nicht minder auch allen denen welche die deutsche Industrie dadurch zu heben gedachten daß sie ihre Erzeugnisse für „billig und schlecht“ und weit hinter denen des Auslandes zurückgeblieben erklärten. Von allen diesen und auch von anderen Seiten, welche ausdrücklich namhaft zu machen sich aus bestimmten Gründen verbietet, ist der Ausstellung das Leben sauer gemacht oder ihr wenigstens ein gewisser Grad von Kälte, Ungunst und Mißachtung beigeugt worden. Aber heute kann man es sagen: sie hat alle Widersacher überwunden; sie hat uns gelehrt wie man es macht — d. h. wie man ausstellt ohne Subvention und ohne Protection, und deshalb hatte der Deutsche Kaiser Recht als er jene Thatsache betonte, welche meines Erachtens die glänzendste und erfreulichste Seite der Ausstellung bildet.

Altindisches Leben.

(Schluß.)

* Bei einer Musterung der Volkswirtschaft der alten Indier springt als erste Erwerbquelle die Viehzucht in die Augen. Nicht als ob der Ackerbau gefehlt hätte, der vielmehr nach Ausweis der Sprache schon in der indonemischen Epoche eifrig betrieben wurde. Fällt aber schon auf daß diejenige Getreide-Art welche heutzutage in ganz Indien die Hauptnahrung bildet, der Reis, in den Viehern des Rigveda nirgends genannt wird, ebensowenig als die Heim-Weis die übliche nasse Kultur, und der Reis somit wahrscheinlich erst nach dem Auszug aus dem Pendschab den Ariern bekannt wurde, so geht aus vielen Stellen hervor daß Vieh weitläufiger als der erwünschteste und werthvollste Besitz galt. Daher erklärt sich auch die überschwängliche Verehrung welche namentlich den Kühen geollt wird, und z. B. so weit geht daß ein gottbegeisterter Sänger kein erhabeneres Bild für seine Lieder weiß als sie mit dem Gebrüll einer ungemolkenen Milchkuh zu vergleichen. Als die Indier längst zum Ackerbau als vorherrschende Beschäftigung übergegangen waren, erhielt sich als Ueberbleibsel die abergläubische Verehrung des Kindes. Von der Kuh heißt es z. B. in dem Gesetzbuche des Wisnu: daß in ihrem Urin der Ganges, in dem von ihrer Streu aufsteigenden Staube Gebeihen, im Ruhmist Glück wohne; von den heiligen Stieren, welche in indischen Städten zu großer Verehrung der Passanten frei umherlaufen, erzählen uns neuere Reisende.

Unter den Gewerben, soweit dieselben bei so einfachen Zuständen schon existiren, scheint das des Holzarbeiters verhältnismäßig das ausgeblühteste gewesen zu sein; freilich war er noch „Zimmermann, Wagner und Schreiner in einer Person.“ Einer Menge verschiedener Gewerbe wird in den jüngeren Vedas erwähnt, worunter auch die schönen Künste durch den Schauspieler, Trommler, Länger, Flöten- und Muschelbläser u. a. vertreten sind. Auch bei der weiblichen Arbeit war schon eine Theilung eingetreten, und es ist u. a. von der Kleiderwäscherin, Färblerin, Kohrfrüchtlerin, Salbenbereiterin, Arbeiterin im Dorn und der „Confectionsdame“ die Rede, die übrigens schon damals im Ruf etwas leichter Sitten gefaßten zu haben scheint, da sie „dem Stelldichein“ geweiht wird.

Die ziemlich dürftigen Notizen übergehend welche sich über Kleidung und Schmuck sammeln lassen, wenden wir uns sogleich zu dem Capitel der Lebensmittel, unter denen augenscheinlich die Milch das wichtigste ist. „Milk geht die Kuh und trägt in sich Gedeih“, d. h. die Milch, heißt es im Rigveda. Die naive Auffassung der vedischen Arier kannte es als ein wohlthätiges Wunder an daß selbst in ungekochtem Zustand ungenießbare Thier etwas gedehnt in sich trage. Aus Milch und Getreidekörnern wurde ein Was bereitet, auch Butter und zerlassene Butter eifrig verwendet; man röstete die Getreidekörner und zerrieb sie zu Mehl, man aß wildwachsendes Obst: aus solchen Elementen setzten sich die einfache Speisezeitel der vedischen Arier zusammen. Fleisch wurde nur bei größeren Festen und Familienfeierlichkeiten genossen. Das Salz möchte Zimmer den alten Indern ganz absprecken, da es in den Vedas nur einmal erwähnt wird und in einer Upanishad als kostbarer als die Edelmetalle bezeichnet zu werden scheint. Dem ist jedoch entgegenzuhalten daß in den Grihyasutra und in den ältesten Gesetzbüchern das Salz häufig vorkommt, und z. B. unter den Gegenständen aufgezählt wird die ein Brahmanen-Novize nicht genießen darf und die also von anderen gewöhnlich genossen wurden. In dem Gesetzbuche des Wisnu ist sogar von „Salz aller Arten“ die Rede, worunter nach dem Commentator Steinsalz, Meersalz, aus mit der Amalaka-Frucht gedochter Soda gewonnenes und Salz aus (dem Salzsee von) Schambar zu verstehen ist. Angesichts dieser Thatsachen und der großen Salzlager des Pendschab, die schon den Begleitern Alexanders auffielen, ist es jedenfalls bedenklich das Schweigen des Rigveda über das Salz als Unkenntniß auszuliegen. Ihren Durst hatten freilich die vedischen Arier nicht nöthig durch den Genuß gesalzener Speisen zu scharfen, da er, nach den häufigen, theils verlangenden, theils begeisterten Erwähnungen geistiger Getränke und der Apothekes des Rauhs zu schließen, ganz beträchtlich gewesen sein muß. Soma und Surā sind die wichtigsten geistigen Getränke, ersteres aus dem Kraut der Soma-Pflanze gewonnen, letzteres wohl aus irgendeiner Getreide-Art. Das Gesetzbuch des Manu kennt drei Arten von Surā: die aus Mehl, die aus Zudersaft und die aus den Blüthen des Mahāla-Baumes bereitete Art.

Bei den alten Germanen kam es vor daß mancher im Spiele Gab und Gut und am Ende seine Freiheit verlor. Eben so passionirte Spieler waren die Indier in alter Zeit und sind es, nach zuverlässigen Schilderungen, noch heutzutage. Nicht leicht ist es über die Natur ihrer Spiele ins Klare zu kommen. Das Zahlwort in dem berühmten Lied eines Spielers im Rigveda wird von Zimmer gewiß mit Recht mit „fünfzehn“ (statt „dreißig“) übersetzt, geht aber nicht auf die Zahl der Augen, sondern der Würfel. Wie Dr. Wühler in dem Report über seine handschriftliche Reise nach Kaschmir erwähnt, sind die sogenannten Risse des Wihāta-Baumes, mit denen man in der vedischen Zeit zu spielen pflegte, eigentlich Beeren, konnten daher nicht als Würfel, sondern nur als Loose verwendet werden; daher kam es, nach Wühlers

Vermuthung, beim Spiele hauptsächlich auf Raschheit im Zählen an, wie die aus „Nal und Damayanti“ hinlänglich bekannte Geschichte des Königs Nala zeige. Durch die Zahl fünfzehn wird man auch an das moderne indische Spiel Pachisi, d. h. Fünfundzwanzig, erinnert, wie auch das von alten indischen Grammatikern erwähnte Spiel Pancikā, d. h. fünf, damit zusammenhängen scheint. Von dem Spiel Pachisi, dem Lieblingsspiele der modernen Hindus, theilt Tylor in dem Journal des Londoner „Anthropological Institute“ für November 1828 eine eingehende, von Dr. Rajendral Mitra in Calcutta stammende, Beschreibung mit. Wir haben uns darunter eine Art Trictrac mit einem heraltem Tuch als Spielbrett, Muscheln als Würfel und kegelförmigen, gebrehten Holz- oder Eisenbeinstückchen als Steinen zu denken. Die Aufgabe besteht für jeden Spieler darin seine Steine durch alle die Felser, in welche die kreuzförmige Figur auf dem Tuch eingetheilt ist, hindurch bis zur Mitte des Kreuzes zu bringen, was von der Höhe seiner Würfe abhängt. Auch eine Art von Pachis und andere Analogien zu den Regeln unseres Trictrac (engl. backgammon) kommen vor, und der einzige principielle Unterschied von letzterem Spiele, das von den duodecim scripta der alten Römer in gerader Linie abstammt, liegt darin daß statt der Würfel Muscheln gebraucht werden, wobei die Anzahl der mit der Münzung nach oben fallenden entscheidet. Tylor hat die erstere Varietät, das „Trictrac mit Loosen“, in schlagender Weise weßlich bis nach Aegypten und östlich bis nach Birma, ja, bis nach Mexico und bis zu den Indianern verfolgt. Aus der Sanskrit-Literatur paßt auf die Regeln des Pachisi so genau als möglich das Spiel welches die Commentatoren des Grammatikers Panini (zu dem Worte ayānāyāna) beschreiben, ebenso auch die schöne Stelle des Spruchdichters Bhartrihari, in der die Welt mit einem Spielbrett, die Menschen mit den Steinen verglichen werden. In allen mir bekannten Stellen aber, auch in der von Zimmer angeführten aus dem Atharvaveda und bei den in Gesetzbuche des Narada vorkommenden Spielregeln, liegt kein Grund vor an Würfel und Würfel-Augen zu denken, sondern es sind wohl immer nur zweiseitige Loose, Muscheln, Eisenbeinstückchen u. dgl. gemeint.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung sogleich zu dem interessanten Abschnitt über „Familie und Sittlichkeit“, so nimmt hier unsere besondere Aufmerksamkeit die Frage in Anspruch: ob die Wittwen-Verbrennung, welche schon für die Zeit des klassischen Alterthums durch die griechischen Berichte gut bezeugt ist, auch schon in der Zeit der Vedas vorgekommen sei. Man wird der umsichtigen Erörterung des Verfassers nur bestimmen können, wonach diese grausame Sitte die in verschiedenen Variationen bei Völkern aller Welttheile auftritt, schon der indogermanischen Urzeit angehört. Besonders interessant sind die Berichte die wir über ihr Vorkommen bei den alten Slaven haben; auch bei den Griechen, bei verschiedenen germanischen Völkern und mehreren thrakischen Stämmen begegnet sie uns. Im Rigveda findet sich keine Spur davon, aber der Atharvaveda enthält eine deutliche Anspielung auf das Sterben der Wittwe mit dem Gatten. Vielleicht kam die Wittwen-Verbrennung damals vorzugsweise bei dem kriegerischen Adel vor, wie sie auch in neuerer Zeit weniger bei den Brahmanen als bei anderen Kasten üblich gewesen zu sein scheint. Die einschiedene Sanction derselben hat sie jedenfalls erst sehr spät erhalten, da die indische Rechtsliteratur von der ältesten bis in die Neuzeit ausführlich das Erbrecht der Wittwe behandelt und die vereinzelten Erwähnungen der Wittwen-Verbrennung in einigen Gesetzbüchern sie nur facultativ empfehlen. Auch eine andere Sitte primitiver Völker und Zeiten, die Polygamie, kommt in den Vedas nur vereinzelt vor, strikte Monogamie ist schon die Regel. „Die Gattin eben ist das Heim, sie ist die Lieblingsstätte“, heißt es im Rigveda, sie heißt die „Hausheerin“, und als solcher sind ihr nicht bloß Gesinde und Sklaven, sondern auch die alten Schwiegereltern und die Brüder und Schwestern des Mannes, die noch keinen eigenen Hausstand haben, unterthan. Bei der Hochzeit finden große Feierlichkeiten statt; der für die Gültigkeit der Ehe entscheidende Act ist die feierliche Umführung der Braut um das Hochzeitsfeuer, nachdem der Bräutigam ihre Hand ergriffen hat, weshalb die Hochzeit auch „Handergreifung“ heißt. Freilich scheint in den meisten Fällen auch ein anderer Act unerlässlich gewesen zu sein: die Ueberreichung werthvoller Geschenke an den Vater der Braut. Für die auch von den Germanen, den alten Griechen und den Römern der älteren Zeit her bekannte Sitte des Frauaußs bietet die spätere indische Literatur noch reichlichere Belege. So wird in einem Grihyasutra ausführlich das Ritual bei diesem Act geschildert, wobei der Bräutigam dem Brautvater ein Goldstück oder eine Summe Goldes feierlich übergibt, die dann von letzterem in ein Gefäß gelegt und von den anwesenden Verwandten als Zeugen angefaßt wird. Ungeachtet dieser rohen Sitte war doch die Stellung der Frauen eine geachtete — ein deutliches Zeichen des schon in jener Zeit in Indien erreichten Culturgrades. Den für indische Verhältnisse schlagendsten Beweis für die Achtung in der die Frauen standen, liefert der Umstand daß man ihnen die hohe Ehre einräumte mit dem Manne zusammen die Opfer zu vollziehen. „Schon seit alter Zeit“, heißt es im Rigveda, „kommt die Gattin zur gemeinsamen Opferdarbringung und zur Festversammlung, sie die Pflegerin des Rechts.“

Dem Kinde drohte gleich nach der Geburt die Gefahr von den Eltern ausgeht zu werden; diese auch bei den alten Germanen und anderen verwandten Völkern uns bezeugende Sitte scheint, wenigstens bei weiblichen Kindern, öfters ausgelöst worden zu sein. Ob die Kindheit schon in der Zeit der Vedas so wie später durch eine Reihe feierlicher Acte, die „Namengebung“, das „Zigen der Sonne“ u. s. w., in verschiedene Abschnitte getheilt wurde, ist schwer zu sagen. Jedenfalls war in dieser Zeit schon die Gobānavidhi üblich, das erste Scheren des Bartes bei jungen Männern, das beim Eintritt der Mannbarkeit, gewöhnlich im 16. oder 18. Jahre, vorgenommen und mit einer Ceremonie verknüpft wurde welche Zimmer treffend mit der deutschen Wehrhaftmachung vergleicht. Der Verkehr zwischen jungen Männern und Mädchen scheint ein ziemlich ungebundener gewesen zu sein, worüber wir namentlich aus den verschiedenen Liebeszaubern manches erfahren. Denn beschlich Eifersucht das Herz des Mädchens oder des Jünglings, oder waren die Vermuthungen ein

Hetz zu erobern vergeblich, so griff man zu einem Zauberspruch — ein, wie man aus dem Atharvaveda sieht, auch bei vielen anderen Gelegenheiten beliebtes Mittel um sich aus einer Verlegenheit herauszuhelfen. Von der Gründung seines Hausstandes an ist der „Hausherr,“ wie in jedem patriarchalischen Staatswesen, unbeschränkter Gebieter über dasselbe. Wurde er alt und zu Kampf und Erwerb untauglich, so gingen seine Rechte auf den ältesten Sohn über, oder der Vater vertheilte das Familiengut auf seine Söhne. Wahrscheinlich darf man schon der vedischen Epoche die nämlichen Anschauungen in Betreff des Erbrechts der Söhne zuschreiben welche später geübt wurden. So wird in dem Gesetzbuch des Gautama an einer Stelle die Theilung des väterlichen Vermögens bei Lebzeiten des Vaters gegen seinen Wunsch unter sagt, an einer anderen Stelle aber werden Söhne, die unter solchen Umständen eine Theilung vorgenommen haben, nur als minder achtbar bezeichnet. Die Aussetzung altersschwacher Eltern kam wie bei den alten Germanen vor, aber in der Regel wurde, wie überhaupt das Familienleben ein liebevolles war, die den Alten schulbige Pietät nicht aus dem Auge gelockt.

In dem Abschnitt über „Kunst und Wissenschaft“ findet sich eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen über wichtige Fragen der indischen Alterthumskunde, namentlich über den indischen Kalender und die indische Medicin. Sehr ansprechend ist die Charakteristik welche der Verfasser von der vedischen Poesie nach Technik und Inhalt entwirft. Nicht die gesammte Kultur der vedischen Arier ist auf indischen Boden gewachsen, vielmehr lassen sich in mehreren wichtigen Punkten Entlehnungen von dem nahen Kultur-Centrum Babylon nachweisen. Von dort stammt die freilich erst am Ende der vedischen Periode begegnende Kenntniss der Mondstationen, von denen sich auch die späteren indischen Monatsnamen herleiten; von dort die indische Version der Fluth-Sage, von dort das Goldgewicht Mana (griechisch $\mu\nu\alpha$, lateinisch *mina*), von dort die Theilung von Tag und Nacht in 30 Theile. Auch die Kunst des Schreibens haben die Indier höchst wahrscheinlich den Babyloniern abgelernt, aber sie wurde, wann sie auch nach Indien gekommen sein mag, jedenfalls in der vedischen Epoche noch nicht zu literarischen Zwecken angewendet. Ein ganz einheimisches Product ist dagegen die indische Medicin, die wenigstens in der Specification der Krankheiten weit gediehen erscheint. Es sei hier nur erwähnt daß auch die Cholera damals schon in Indien entemisch gewesen zu sein scheint. Die unter dem Namen Vihidika im weissen Jajurveda erwähnte Krankheit ist offenbar die Cholera in ihrer sporadischen Form. Die Krankheitsursache erblickt man in der Regel in der Wirkfamkeit feindlicher Mächte, die nur durch Gegenzauber zu bekämpfen waren; doch werden auch verschiedene Pflanzen als Arznei von Ärzten angewandt, die dafür „Roß, Rind und ein Gewand“ als Honorar erwarteten.

Varen alle angewandten Zauber oder Arzneien fruchtlos, erlag ein Mitglied der Familie einer Krankheit oder dem Schuß oder Hieb eines Feindes, so schritten die übrigen Familienglieder und nächsten Verwandten zur feierlichen Bestattung seines Leichnams. Es kam sowohl das Begraben als das Verbrennen der Leichen vor, gerade wie auch die alten Germanen beide Bestattungsarten anwendeten. Zimmer vermuthet: auch die bei den stammverwandten und benachbarten alten Iranern und bei verschiedenen nordasiatischen Völkern einst und jetzt herrschende Sitte, die Toten den Thieren zum Fraße vorzuwerfen, sei ebenfalls in Indien nicht unbekannt gewesen. Doch ist das in einem Hymnus des Atharvaveda vorkommende Wort, das er so erklärt, wohl auf das Werfen der Leichen ins Wasser zu beziehen; wenigstens wird es von dem Commentator des Käthakagrihyasutra, wo jene Stelle citirt wird, dahin erläutert. In dem Hymnus der bei der feierlichen Verbrennung gebetet werden soll, heißt es u. a.: das Auge solle zur Sonne, der Athem in den Wind, zu Himmel und Erde diejenigen Theile die ihrer Natur nach dahin gehören, oder die Glieder sollen in das Wasser oder in die Pflanzen eingehen. Vor der Bestattung wurde der Todte gebadet und ihm eine Fußfessel angebunden, die ihn hindern sollte etwas stehend in die Welt der Lebenden zurückzukehren. In späterer Zeit war das Verbrennen die gewöhnliche Art der Bestattung, das Begraben kam nur bei Kindern vor; in der vedischen Periode war man ökonomischer und gestattete das Begraben, in Gegenwart der ganzen Familie, auch bei Erwachsenen. „Erhebe dich, o Weib, zur Welt des Lebens; daß Obem ist entlohen bei dem du siehst“ heißt es u. a. in dem schönen Hymnus der bei dieser Gelegenheit zu sprechen ist. Unmittelbar voraus geht in dem Hymnus die zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Stelle, auf welche durch eine grobe Fälschung des Wortlauts in neuerer Zeit die Brahmanen die Behauptung begründeten daß die Wittwenverbrennung schon im Rigveda vorgeschrieben werde. Daß die Indier schon ehe die erst einer späteren Epoche angehörige Lehre von der Seelentwanderung aufkam, an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glaubten, zeigt schon der eifrige Manen-Kultus, der wohl schon in die indogermanische Vorzeit zurückreicht. Wie man sich des näheren die Fortdauer nach dem Tode dachte, dafür liegen nur wenige Anhaltspunkte vor. In einem Liede des Rigveda heißt es: „Wo Licht ist welches nicht erlischt, und wo der Himmelsglanz erstirbt, dahin in die Unsterblichkeit, die ewige, bringe Sama mich,“ aber worin diese Unsterblichkeit besteht, wird nicht gesagt. Doch kann man aus einzelnen Andeutungen schließen daß die volkstümliche Auffassung des Paradieses sich mit diesen allgemeinen Vorstellungen nicht begnügte, sondern den Himmel mit schönen Frauen, mit Bächen von Honig, Strömen von Milch, lauen Winden und kühlenden Regengüssen ausstattete. An diesem Orte der Seligkeit sitzen die Ahnen mit Yama, dem Haupt der Seligen (bei den Iranern Yima, der König des goldenen Zeitalters) und den Göttern vereint unter schön belaubten Baumem und setzen. Daß man, während die Frommen sich im Himmel ergötzen durften, die Bösen in der Hölle braten ließ, folgert Zimmer mit Recht schon aus der Nothwendigkeit des Contrastes. Denselb hat wahrscheinlich gemacht das Takvala, ein späterer indischer Höllename, mit dem griechischen Tartaros identisch ist. An den „tiefen Ort,“ der nach Zimmer eine Bezeichnung der Hölle im Rigveda ist, erinnert auch die Benennung der Hölle bei den Iranern; gerade in den ältesten Theilen des Zendavesta heißt sie der „schlechtesten Ort.“ Am

Eingang zu Yama's Reich halten zwei gestreckte Hunde von gespenstigem Aussehen Wache, die mit dem griechischen Kerberos sogar im Namen zusammen treffen. In den jüngeren Vedas liegen auch directere Erwähnungen der Hölle vor und werden sogar schon mehrere der raffinierten Höllequalen beschrieben; in deren Ausmalung sich später das Gesetzbuch des Vishnu, das Garuda-purana und die buddhistische Literatur gefallt.

Die sonstigen religiösen Vorstellungen der alten Indier hat der Verfasser nicht in den Kreis seiner Darstellung gezogen, wahrscheinlich weil die vedische Mythologie schon von anderen Seiten, namentlich von Muir in dem fünften Bande seines Sanskrit-Textes eingehend behandelt ist. Auch für verschiedene der obigen Materien lagen dem Verfasser tüchtige Vorarbeiten vor, die er sorgfältig benützt hat; aber überall beruht sein Werk direct auf den Quellen, und man kann nicht genug anerkennen mit wie viel Sachkenntniß und Geschick er das in den Viedern und Opfersprüchen der Vedas niedergelegte culturgeschichtliche Material gesammelt und zu einer lichtvollen Darstellung gruppiert hat. Wenn der Eifer des E. W. 3 ihn hie und da dazu verleitet hat auf vereinzelte oder dunkle Anspielungen, und namentlich auf das argumentum a silentio, ein zu großes Gewicht zu legen, wofür wir oben einige Belege zu geben gesucht haben, so kann dieß, angesichts eines für die geschichtliche Forschung so spröden Stoffes wie ihn religiöse Vieder bieten, dem Verfasser kaum verargt werden. Auf Details kann hier weiter nicht eingegangen werden; ein Bedauern ist schwer zu unterdrücken: daß der Verfasser den Plan seines Werkes nicht noch etwas weiter ausgedehnt und auch die ältere Sutra-Literatur in den Kreis seiner Darstellung gezogen hat. Da die alte indische Literatur eigene Werke enthielt die sich mit der Darstellung der Sitten und Gebräuche befaßten, die Orisyastra, und eigene Werke welche die Rechtsverhältnisse, die Moral und das bürgerliche Leben zum Gegenstand hatten, die Dharmasutra, so erhellte leicht daß diese Werke für die Culturgeschichte den reichsten und zuverlässigsten Stoff bieten müssen. Auch kommt diesen Sutra, soweit sie erhalten sind, sicherlich ein hohes Alter zu, und wenigstens für die Periode der jüngeren Vedas, die uns ja auch nach der Ansicht des Verfassers schon in die Zeit des ausgebildeten Kastenwesens und brahmanischen Staats führen, können sie, wie oben in einigen Fällen zu zeigen versucht wurde, gewiß in den meisten Punkten nicht ebenbürtig als Quellen mit herangezogen werden, da ihr Material zum größeren Theil in jene Periode hinaufreicht. Auch für die älteste Periode, als die Arier noch im Pendschab saßen, können diejenigen Züge der späteren Ueberlieferung vertretet werden die sich, wie z. B. die Gottesurtheile durch Wasser u. s. w., durch gleichzeitiges Vorkommen bei stammverwandten Völkern als uraltes Erbgut aus der indogermanischen Zeit erweisen — eine Methode welche, wie erwähnt, der Verfasser in Betreff der Wittwenverbrennung selbst angewendet hat. Auf der anderen Seite muß man es aber als einen Act weiser Selbstbeschränkung anerkennen daß er auf diesen reichen und verhältnißmäßig für die Ausbeutung bequemen Stoff, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, verzichtet hat, um nur die anerkannt ältesten Erzeugnisse der indischen Literatur zu vertreten und so ein ganz einheitliches Bild zu liefern. Der beträchtliche Umfang der Vedas und der höchst realistische Charakter ihrer Poesie ersetzt bis zu einem gewissen Grade die Mängel welche ihnen als historische Quellen anhaften. So ist es dem Verfasser gelungen als sein Ersilingenwert auf diesem Gebiet ein Buch zu schreiben das nicht bloß für die Forschung vielfach fruchtbar ist, sondern auch bei allen Freunden alter Culturen, daran zweifeln wir nicht, das lebhafteste Interesse erregen wird.

J. Jolly.

Bernhard Fries.

F. Pt. Mit diesem am 21 Mai d. J. gestorbenen Künstler ist einer der letzten und bedeutendsten Vertreter der einst so großen Kottmann'schen Landschaferschule dahingegangen. Als der Sohn eines reichen Hauses in Heidelberg am 16 Mai 1820 geboren und vortreflich erzogen, hochbegabt und mit vollendet männlicher Schönheit ausgestattet, schien ihm die glänzendste Laufbahn bevorzuziehen. War doch das künstlerische Talent in der Familie heimatlich, wie denn der ältere Bruder Ernst schon früh als Nebenbuhler Kottmanns eines sehr großen Rufes genoß. Dazu kam daß eine ansehnliche Bilder-Sammlung des Vaters Liebe und Verständnis der alten Kunst auch unserem Bernhard früh vermittelte. Seine erste künstlerische Bildung bei dem Professor Koopmann, einem Schüler des Cornelius und Overbeck, in Karlsruhe erhalten und dort zu einem tüchtigen Figuren-zeichner gebildet, ging er schon mit fünfzehn Jahren nach München, wo die Schöpfungen seines großen Landmannes seine Richtung erst bestimmten. Zwei Jahre später wanderte er dann in brausender Jugendlust ohne Vorwissen der Eltern nach Rom. Dort traf er And. Henckes und andere Düsseldorfser, die starken Einfluß auf ihn ausübten, wie er später auch jene Kunststadt besuchte. Ja, selbst des Naturalisten Calame berührt hat er eine Zeit lang in Genuß genossen, dann Paris mehrfach gesehen, nachdem er in früher Jugend schon Einwirkungen der englischen Landschaftsmaler Turner und Wallis erfahren. Daraus, in Verbindung mit seinem echt pfälzerisch fröhlichen und leichtblütigen Naturell wie einer überaus beweglichen Phantasie, ging jene große Leichtigkeit sich in sehr verschiedenen Styl-Formen zu bewegen hervor, die ihn von jeher auszeichnete. So gibt es denn Productionen aller Art, ganz naturalistische wie classisicistische und romantisch-stimmungsvolle, von ihm; ja, es ward ihm Bedürfnis entweder alle paar Jahre eine ganz neue Richtung einzuschlagen oder doch ein neues Feld mit neuen Mitteln zu bebauen. Er hat darum nicht nur Landschaften, sondern auch Historienbilder verschiedenster Gattung, von Raphael und Sodoma bis zu Rubens und Watteau, mit eben so großem Geschick copirt als auch gelegentlich imitirt. Schon seine frühesten Arbeiten erregten große Erwartungen; er galt allgemein als der Bestgehabteste der Familie, von der auch ein dritter Bruder Maler geworden. Referent erinnert sich noch des Vergnügens das ihm eine 1848 in Frankfurt ausgestellte ganz naturalistische Waldlandschaft im Gemälde Calame's bereitet. Bald darauf lernte er den jungen schönen Mann in Dresden als strengem